



93] Velour-Tapete von Palin in Paris, in halber Gröfse (Imitation eines Stoffes, Ende des XVI. Jahrhunderts).

Rein physiologisch betrachtet, wird die Forderung der farbigen Unterbrechung schon durch die kleinsten wahrnehmbaren Bilder *) erfüllt, d. h. sobald wir unsere beiden Augen auf bestimmte Punkte fest »einstellen«, unsere beiden Blicke zu einem einzigen vereinigen können. Da aber die Erkennbarkeit jedes Bildes von einer gewissen Nähe abhängt und wir doch im Wohnraume die Ansicht unserer Umgebung häufig wechseln, so verlangt die Dekoration ein auf die verschiedenen Entfernungsmöglichkeiten berechnetes System. Wenn wir am gedeckten Tische sitzen, so bietet schon das einfache grobe Gewebe des weissen Leinentuchs dem Auge farbige Unterbrechungen genug dar; sobald wir uns soweit entfernen, dafs wir Kette und Schufs des Gewebes nicht mehr erkennen können, gleichwohl aber die Fläche des Tuches noch immer einen grossen Theil unseres Sehfeldes einnimmt, so brauchen wir Unterbrechungen von stärkerer Zeichnung, sei es in Form von allerlei Tischgeräth oder — wenn das weisse Tuch selbstständig dekorativ wirken soll — von eingewebten Mustern, Stickereien etc. Aehnlich bei der weissen Wandfläche, die nur dann recht »stilvoll« ist, wenn sie nicht allein für die entferntere Ansicht plastisch oder malerisch unterbrochen ist, sondern auch bei nächster Betrachtung im rohen Kalkbewurf oder sandigen Anstrich dem irrenden Blicke kleinste Ruhepunkte gönnt.

Es ist also ein dekoratives Gesetz, dafs alle gröfseren einfarbigen Flächen, welche wir in der Nähe zu betrachten in die Lage kommen, eine gewisse raue Erscheinung oder, wenn sie körperlich glatt sind, eine belebende Zeichnung haben. Und zwar bedient sich die edlere Dekorkunst zur Erzeugung dieser farbigen Unterbrechungen ersten Grades mit Vorliebe der natürlichen Gebilde, wie sie uns in den Geweben aus Wolle, Flachs und Seide, in den Jahresringen, Markstrahlen und Mafern des Holzes, in den Unebenheiten des rohen Mörtelbewurfs, in den Adern

*) Eingehend behandelt bei *Helmholtz* a. a. S. 215—218 und 841.